

## Von Nische zu Nische. Ein Übriggebliebener aus der Achtziger Bewegung

Beat Liechti, geboren 1954, ein Kind, Wohnbetreuer in einem Obdachlosenprojekt.

Es sei eine schlechte Zeit für gute Ideen, findet Beat Liechti. «Im Achtzig hat man wahnsinnige Ideen gehabt, von offen und Befreiung und vor allem von Beziehungen mit Leuten. Und von Kollektiven. Und ich habe das Gefühl, das ist überhaupt nicht mehr angesagt. Aber das kann ich nicht ändern.»

Irgendwann Mitte der siebziger Jahre hat Beat Liechti die Matur gemacht. Danach hat er erst ein wenig «herumgejobbt» und dann eine kurze Ausbildung als Programmierer bei der Post absolviert. Er stand damit am Ausgangspunkt einer vielversprechenden Karriere: Wer damals in die Computerbranche einstieg, dem stand die Zukunft offen. Doch Beat Liechti behagte die Rolle als aufstrebender Computerfachmann in einem Grossbetrieb nicht. «Das hat mich einfach *aagschisse*. Ich habe mich dort nicht einfügen können. Habe irgendwie Schwierigkeiten bekommen, also meinerseits, nicht mit dem Job. Und bin nachher quasi ausgestiegen.» Beat schwebte nicht ein konkreter Gegenentwurf zu einer Laufbahn vor, die für ihn, das Mittelschichtskind – «In der Agglomeration aufgewachsen und *Gymer* gemacht und der *Père* in der Verwaltung gearbeitet und so» – die Normalität bedeutet hätte. Es war ein Ausstieg ins Offene, ohne fassbares Ziel.

Erst ging er auf eine Reise. Nach seiner Rückkehr stiess er zur aufkommenden Achtziger Bewegung, nahm Anteil an einer Jugendkultur, die dieses Gefühl diffuser Unzufriedenheit ausdrückte, welches ihn zum Ausstieg bewogen hatte. «Habe ich nachher auch das Gefühl gehabt, ja, genau, das passt mir. So die Idee von Alternative. Und von Aussteigen, von anders arbeiten und anders leben wollen.» Ein Haus wurde besetzt, in einem Arbeiterquartier, in dem sich eine grosse Wohngemeinschaft niederliess. Auch Beat zog Ende 1979 dort ein.

«Ich habe immer das Gefühl, es sei jahrelang gewesen», wundert

er sich heute, wenn er an diese Zeit zurückdenkt. «Es ist interessant, lebendig gewesen, aber nachher hat mich einfach gedünkt, die Leute seien sehr schnell *heavy* draufgekommen, auch abgestürzt. Einfach nachher auf Drogen.» Einige der jungen Leute seien dann immer radikaler geworden. Aus Prinzip hätten sie sich den Lebensunterhalt mit illegalen Mitteln finanziert, einige Frauen hätten sich prostituiert. Angesichts dieser Entwicklung waren Beats Gefühle gegenüber der Bewegung ambivalent. Er sei immer etwas am Rand gewesen, ein Skeptiker, hätte sich stets «schön im legalen Bereich» bewegt, sich von Drogen prinzipiell ferngehalten. Auch mit den politischen Forderungen der Bewegten hatte Beat Mühe. «Politisch, radikal, das habe ich immer ein bisschen hinterfragt. Ich bin zwar immer dabei gewesen, aber ich habe nie gefunden, «Bullen-Schweine», die müsse man alle an die Wand stellen.» An den Kundgebungen nahm er teil, eine Zeitlang als Mitglied der Demo-Band. «Man ist ja jahrelang ständig wegen irgend etwas auf die Strasse gegangen.» Aber eigentlich habe er sich ein bisschen zu alt gefühlt. 1980 war Beat sechsundzwanzig. Die meisten Bewegten waren jünger. «Das sind alles Junge gewesen, Punkies.»

Nach drei Jahren hatte die Achtziger Bewegung ihren Zenit überschritten. Wer nicht definitiv in eine Drogenlaufbahn geriet, hat «sich anders angefangen zu organisieren». Beat Liechti verbrachte 1983 drei Monate auf einer Alp. «Die Alp ist eine Zeit gewesen mit neuen Inhalten, so ein bisschen Natur und gesund und lebensbejahend.» Von da an verfolgte er die Bewegung aus Distanz. Inzwischen war er, wie einige seiner Freunde, Vater geworden. «Und die Väter haben sich mit den Kindern organisiert, die Mütter haben sich organisiert. Man hat die Kinder immer einander gegeben. Man hat einfach sehr eng irgendwie – nicht gewohnt, aber viel miteinander zu tun gehabt.» Die Prioritäten hatten sich verschoben. Beziehungen und Formen kollektiven Zusammenlebens hatten zentrale Bedeutung erlangt. «Es ist eigentlich meine Meinung gewesen, dass ich dann wieder mit Leuten zusammenwohnen will. Wobei ich das nachher nie mehr gemacht habe.» Beat Liechti zog damals allein in die Wohnung, in der er bis heute geblieben ist. Die Tochter wohnt abwechslungsweise bei ihm und bei ihrer Mutter.

Beat graute immer wieder vor der Vorstellung, sich über seine weitere berufliche Zukunft Gedanken machen zu müssen. «Der Schock von meiner Programmierer-Zeit her, der ist recht tief gewesen. Und ich habe es nachher lange nicht geschafft, mir zu überlegen, was ich wirklich will.» Mitte der achtziger Jahre führte ihn die Arbeitssuche in ein genossenschaftlich geführtes Restaurant. Er hatte diesen Job ursprünglich als Verlegenheitslösung angesehen. Im nachhinein erwies er sich als Glücksfall. «Dort habe ich gemerkt, doch, da kannst du relativ konkret zu arbeiten anfangen, wenn du willst. Ich habe dort in der Küche angefangen. Und relativ viel gelernt in der Küche, gelernt, wie das funktioniert, die Kocherei und so. Und mich hat gedünkt, Kollektivarbeit oder auf jeden Fall Genossenschaftsarbeit, das ist gut, das hat eine Zukunft, und ich brauche keine Ausbildung.» Dank der unverhofften Erkenntnis, dass ihm die Arbeit im Restaurant sehr behagte, sah sich Beat vorläufig vom Druck befreit, sich für einen konkreten Berufsweg entscheiden und sich Gedanken über eine allfällige Ausbildung machen zu müssen.

Während über sechs Jahren blieb er dort. Doch die zu Beginn ideale Situation veränderte sich. Seine Identifikation mit der Gruppe liess allmählich nach. «Ja gut, also ich bin einer, der nachher lange geblieben ist. Viele Leute, die mir nahe gewesen sind, sind eher früher abgesprungen. Gut, das ist nachher schon Ende '80 gewesen, Anfang '90, als die Leute gegangen sind. Und plötzlich ist nachher ständig einfach immer mehr Wechsel gewesen, immer neue Leute. Und irgendwie hast du gemerkt, es passt nicht mehr.» Nachdem das Kollektiv seine Bedeutung als Primärgruppe zusehends eingebüsst hatte, verlor auch die Arbeit ihren ausseralltäglichen Charakter. «Es ist immer dasselbe gewesen, immer nur kochen, immer nur die alten Diskussionen.»

Ernüchtert stand Beat erneut vor der Frage, welchen Weg er wohl einschlagen solle. Dass er seinerzeit in dieses Kollektiv eingestiegen war, hatte ihm zwar zu persönlich wertvollen Erfahrungen verholfen. Gleichzeitig hatte er damit einmal mehr den Berufsentcheid vertagt. Jetzt, mit 35, war daraus eine Hypothek entstanden. «Es ist nachher enger geworden in dem Sinne, dass ich gemerkt habe, eigentlich weiss ich nicht, was ich will. Und dort, wo ich im

Moment stehe, gibt das so eine Art Zufallsjobs, wo ich hineinrutsche.»

Tatsächlich fand er sich bald darauf in einem gänzlich anderen Bereich wieder. Er arbeitete in einer Krankenstation für Obdachlose, die von einem staatlich subventionierten Verein getragen und von einem relativ autonomen Team betrieben wurde. Dass ihm diese Stelle zusagte, bestätigte seine Hoffnung, selbst ohne eine spezifische Ausbildung doch immer wieder auf interessante Tätigkeitsbereiche zu stossen. Die Hoffnung war allerdings nicht von langer Dauer. Das Krankenzimmer wurde geschlossen, angeblich aus finanziellen Gründen. «Viele von uns hätten so arbeiten wollen. Und es ist ja auch nicht ganz von ungefähr, dass sie das nachher zugemacht haben.» Er vermutet, dass das Projekt «zu wenig stadtkonform» war. Den Einfluss der Behörden empfand er schon damals als übermässig. «Also ich weiss einfach noch, dass ich einen Unterschied gemacht habe zwischen der *Beiz*, von der ich gefunden habe, die ist ein wenig autonomer, und eben diesem Krankenzimmer, wo ich das Gefühl gehabt habe, die sind schon sehr stadtlastig, dass sie alles so deklarieren müssen. Und eigentlich nicht so selbstverwaltet. Und ich bin einfach ideologisch völlig für die Selbstverwaltung gewesen. Ich habe einfach gesehen, ja, wenn du halt öffentliche Gelder bekommst, dann ist es ja klar, dass da mehr Kontrolle ist.» Ungeachtet seiner grundsätzlichen Kritik hätte er weiterhin im Krankenzimmer gearbeitet, wäre es nicht geschlossen worden.

Beat Liechti stand erneut ohne Job da. Das war 1992. Er arbeitete ein wenig als Aushilfe im Restaurant, aber dorthin zurückzukehren, stand für ihn ausser Frage. «Und ja, habe wirklich nicht so recht gewusst, wie jetzt weiter.» Einige Zeit war er erwerbslos, fand dann aber die Stelle als Wohnbetreuer in einem Obdachlosenprojekt eines privaten Vereins, die er bis heute innehat. «Ich habe einfach gedacht, ja, doch, das ist sicher noch ein guter Job. Und gedacht, doch, das mache ich, und das ist gut. Aber ich habe auf eine Art eine Krise geschoben. Also so Midlife, vierzig und so.»

Die einzige Alternative hat er irgendwann über Bord geworfen: Die Kurse in körperorientierter Psychotherapie und andere, den Körper und die Psyche betreffende Kenntnisse, die er sich während

Jahren neben der Lohnarbeit erwarb, hätten im Idealfall zu einem Beruf führen sollen. Eine eigene Praxis schwebte ihm vor, in der er vorwiegend Leute aus seinem Umfeld betreut hätte. «Und nachher wäre es einfach darum gegangen, da hätte man richtige Praxisräume mieten müssen, man hätte Werbung machen müssen. Und das ist mir immer irgendwie zuviel gewesen.» Schliesslich hat er die Idee fallen lassen.

Als Wohnbetreuer ist es Beat Liechtis Aufgabe, den meist drogenkonsumierenden Obdachlosen zu selbständigem Wohnen zu verhelfen. «Dann müssen wir quasi so eine Wohnschulung machen. Und müssen ihre Wohnfähigkeit verbessern, damit sie es nachher schaffen, in eine eigene Wohnung zu gehen.» Seine Tätigkeit ist die eines Sozialarbeiters. Beat nimmt an, dass er diese oder eine vergleichbare Stelle heute nicht mehr bekommen würde, «im Moment, bei dieser wirtschaftlichen Lage, also ich hätte vermutlich gar keine Chance mehr». Die formale Qualifikation für seine Arbeit zu erwerben, die Schule für Sozialarbeit nachzuholen, steht für ihn nicht zur Diskussion. «Das finde ich Horror.» Die Sozialarbeit in der Form, wie er sie kennengelernt hat, lehnt er ab. «Das ist mir zuviel Administration, zuviel Verwaltung, zuviel Konzeptionelles.» Die Obdachlosen würden zwar rundum betreut, aber wirklich geholfen werde ihnen nicht. «Es ist klar, dass wir die nicht therapieren können. Und es ist mir auch klar, dass man da nicht so ganzheitlich rangehen kann. Oder, du müsstest ja irgendwie diese Person nehmen, und nachher müsstest du sie irgendwie in einen Rahmen stellen, wo sie nachher Tagesstrukturen hätte und wo sie gefordert wäre. Aber irgendwo habe ich einfach das Gefühl, rund um diese Leute plazieren sich einfach *jenste* Institutionen und beratende Personen, die letztendlich sehr wenig wirklich an die Leute herankommen. Und das finde ich auch politisch manchmal ein wenig fragwürdig. Viel Geld und viel Energie wird gebraucht, und die Leute, ja, die werden nachher so verwaltet.»

Das Unbehagen gegenüber der Sozialarbeit liegt in der Ablehnung staatlicher Einrichtungen begründet, die Beat von der Bewegung her erhalten geblieben ist. «Ich finde diese Idee von Sozialstaat und diese Art Politik, die da gemacht wird, da kann ich nicht einfach so ein-

steigen, ohne dass ich da Probleme bekomme. Und dort bin ich immer irgendwo noch gleich weit. Ich weiss auch nicht, eben schon auf eine Art ein «Vater Staat», was der da zusammenschustert, und ich, der mich dort hineindefinieren müsste. Da habe ich extrem Mühe.» Die neuere Entwicklung des Gemeinwesens bestätigt für Beat seine alte Skepsis gegenüber dem Staat nur noch zusätzlich. «Auch mit ihrer Deregulierung, also mit völligem Gelddruck, und all diese *bireweiche* Institutiönchen, die ihre Leistungen verkaufen wollen.» Da gehe es nicht mehr darum, wie diesen Leuten geholfen werden könne, sondern nur noch darum, wie teuer etwas sei. «Heute geht es um *Stutz*, heute geht es um so eine Art technokratischer Eingriffe. Wie kann man möglichst effizient irgendwie das Zeugs managen. Das finde ich falsch.»

Nein, ändern wolle er nichts an diesem Staat. «Das ist mir egal, wenn das so ist.» Aber er wolle sich gleichwohl irgendwo plazieren können. Obwohl es schwierig ist, Mitte Vierzig, ohne Berufsausbildung. Seine Probleme, sich zu integrieren, sind ihm bewusst. «Als du mir gesagt hast, eben: «strukturell» – ich habe bei mir immer das Gefühl gehabt, bei mir sind neunzig Prozent strukturell und zehn Prozent, die sind persönlich, ich habe meine Chancen nicht wahrnehmen wollen oder sie nicht wahrnehmen können.» Und lange Zeit habe er auch nicht gewusst, was er tun solle. «Und meine Verweigerungshaltung ist irgendwo auch eine gestörte Haltung, finde ich, neurotisch.»

Und was ist eigentlich aus den Weggenossinnen und Weggenossen aus der Bewegung geworden? «Die sind nachher bolzengerade in eine Weiterbildung», sagt Beat Liechti. Empfindet er so etwas wie Neid gegenüber jenen, die später ein Studium oder dergleichen nachgeholt haben? «Nein, ich bin nicht neidisch. Ich habe so das Gefühl, also eigentlich habe ich auch einen guten Job, rein von aussen gesehen. Gut, es ist jetzt nicht gerade ein Wunschjob für einen Sozialarbeiter. Aber in der Sozialarbeit, da wollen noch viele Leute arbeiten. Und auch viele Leute so aus meiner Ecke, die nicht ganz radikal, aber doch freiheitlich denken, finden, doch, Sozialarbeit, da kannst du dich doch noch einbringen. Und in diesem Sinn müsste ich eigentlich sagen, rein offiziell, kann ich mich sehen lassen, mit dem, was ich bin.»

Beat Liechti ist nicht zufrieden. «Also ich trauere manchmal diesen Idealen nach, oder. Und finde, wir haben viele Sachen irgendwie nicht so geschafft. Wir sind eigentlich wieder zurückgekehrt. Alle tun jetzt so ein wenig ihr Gärtlein *cultiver* da.» Auch er hat sich vom Ideal des Kollektivs entfernt. Im Krankenzimmer war es noch ein Team. Jetzt, als Wohnbetreuer, ist er in seiner täglichen Arbeit auf sich allein gestellt. «Ich meine, ich will nicht dort bleiben, bis ich pensioniert bin, oder bis sie dann dieses Projekt zumachen. Bis es keine Obdachlosen mehr gibt.»

Obwohl er nicht sicher ist, ob er sich das in seinem Alter noch leisten kann, wird er irgendwann sagen: «Nein, merci.» Irgendeinmal wird er kündigen, ohne genau zu wissen, was nachher kommt. Vielleicht wird er dann wieder einmal ins Ausland, reisen gehen. Für einen nächsten Job könnte er sich zum Beispiel vorstellen, in einer WG betreuerisch zu arbeiten, vielleicht auf dem Land, mit Garten und Tieren. Oder wieder in einem Restaurant, wo Leute verkehren, die ihm passen, die – wie er – «nicht ganz konform sind». Solche Orte sind die Nischen, von denen er damals, im Achtzig, dachte, sie würden bald einmal nicht mehr bloss Nischen sein. «Ich habe so einen gewissen Moment lang, während der Bewegung, habe ich nachher schon auch recht idealistisch gedacht und das Gefühl gehabt, ich werde in diesen Strukturen weiterleben können. Und wir werden die mehr ausbauen. Es ist zwar sehr unkonkret, wie ich das gedacht habe. Aber vom Gefühl her ist es ziemlich klar, dass ich damals das Gefühl gehabt habe, man könnte dann letztlich alt werden in einem Kollektiv.»

Interview: Caroline Bühler und Nicole Stolz

### **Die Achtziger Bewegung**

Am Abend des 30. April 1980 fanden sich vor dem Zürcher Opernhaus 200 vorwiegend junge Demonstrierende ein, um gegen dessen 60 Millionen Franken teuren Umbau zu protestieren. Anstelle eines Ausbaus des «Sinnbilds verlogener Bonzenkultur» forderten sie Räume für ihre eigenen, alternativen Formen von Kultur. Die jungen Leute stiessen mit ihren Anliegen auf wenig Verständnis. Sie wurden von der Polizei mit Tränengas und Gummigeschossen auseinandergetrieben. Es folgte ein

Wochendende, das geprägt war von Strassenkämpfen und massiven Polizeieinsätzen. Die Vorkommnisse im Frühling 1980 sind als «Opernhauskravall» in die jüngste Geschichte eingegangen. Sie bildeten den ersten Höhepunkt einer Phase von Jugendunruhen, die seither die «Zürcher Bewegung» genannt wird und die bis 1982 andauerte. Ähnliche und meist ebenso massive Protestbewegungen gab es in anderen Schweizer Städten. Insbesondere Bern erlebte mit der «Bewegung der Unzufriedenen» unruhige Monate.

Hier wie dort wurde die konkrete Forderung nach einem von den Bewegten selber geführten alternativen Kulturzentrum erhoben. In Zürich bezog die Bewegung schliesslich das Autonome Jugendzentrum (AJZ). Der selbstverwaltete Kulturort wurde jedoch nach kurzer Zeit zum Brennpunkt unbewältigter sozialer Probleme der Stadt Zürich: Drogen, Alkohol und Obdachlosigkeit – Schwierigkeiten, welche für ein labiles Gefüge wie das AJZ das Aus bedeuteten. Nach einem zweiten Versuch wurde das Jugendzentrum im Frühling 1982 geschlossen und unmittelbar danach abgebrochen.

In Bern erkämpfte sich die Bewegung mit der ehemaligen Städtischen Reitschule ein zentral gelegenes Areal in der Nähe des Hauptbahnhofs. Nachdem die Stadt es für 600 000 Franken umgebaut hatte, war es im Oktober 1981 bezugsbereit. Doch das Alternative Begegnungszentrum (ABZ) Reithalle erlitt ein ähnliches Schicksal wie das Zürcher AJZ. Mitte April 1982 wurde es definitiv geschlossen, mit Nato-Stacheldraht umzäunt und wochenlang polizeilich bewacht. Der Räumung waren Probleme mit dem Drogenhandel, die vorübergehende Schliessung und schwere Auseinandersetzungen mit der Polizei und bürgerwehnrähnlichen Gruppierungen vorangegangen.

An die bewegten Monate Anfang der achtziger Jahre erinnern heute noch das ehemalige AJZ-Kino Xenix in Zürich sowie ein breites Netz von alternativen Veranstaltungsorten und Restaurants in der ganzen Schweiz. Zudem haben sich die Rote Fabrik in Zürich und die 1987 wiederbesetzte Berner Reithalle als Kulturorte etabliert.

«Die Bewegung war ein mehr oder weniger diffuser Aufschrei gegen die in der Schweiz besonders erdrückenden gesellschaftlichen Zwänge, gegen die umfassende soziale Kontrolle des einzelnen, gegen den geforderten Fleiss («schaffe, schaffe!») und den geforderten Triebverzicht. Sie hat gegen die Engherzigkeit, Kleinlichkeit, Wohlgeordnetheit und Sauberkeit in dieser schweizerischen Gesellschaft angekämpft, gegen ihre Kälte («Packeris»), Härte («Beton») und unpersönliche Reibungslosigkeit («Maschinengesellschaft»). Sie ist gegen Bürokratie, Institutionen, gegen den Staat als Inbegriff unpersönlicher Zwangsapparate Sturm gelaufen («Macht aus dem Staat Gurkensalat!»). So charakterisiert Hanspeter Kriesi die «Zürcher Bewegung». Als «einer, der 1968 sein Soziologiestudium begonnen hat», sieht sich Kriesi in Anbetracht der jugendlichen Rebellen hin- und hergerissen zwischen Faszination und Verständnislosigkeit. In der Tat unterscheidet sich die Jugendbewegung der frühen achtziger Jahre grundlegend von der Ereignissen zwölf Jahre zuvor. Der Unterschied zur 68er Bewegung besteht bereits in der Rekrutierungsbasis: Die 80er Unruhen waren keine ausgesprochenen Studentenrevolten. Lehrlinge, Schüler/innen und Angestellte waren ebenso – wenn nicht häufiger – beteiligt als Intellektuelle. In engem Zusammenhang damit steht die



Reichweite der Forderungen, welche die Protestbewegung formulierte: Diese trugen kaum aufklärerische oder gar missionarische Züge und waren ausgesprochen untheoretisch. Sie bezogen sich auf das «Hier und Jetzt» und lassen sich durch das Motto «Wir wollen alles, und zwar subito!» auf den Punkt bringen. Diese Bewegung hatte die Hoffnung auf eine bessere Zukunft für die gesamte Gesellschaft aufgegeben. Ihre Utopie war die einer Insel, eines Freiraums. Die kulturkritische Haltung der neuen Aussteiger/innen ging weiter als 1968, als diejenigen noch in der Mehrzahl waren, die dem materialistischen Glauben an den Fortschritt verhaftet waren. Ein weiterer Unterschied zur 68er Bewegung bestand in der Gewaltbereitschaft. Die Sachschäden der 80er Unruhen in der Stadt Zürich beliefen sich gemäss offizieller Schätzung auf rund 10 Millionen Franken. Ohne die handfeste Provokation wäre dieser Protest wohl auch in viel schwächerem Mass wahrgenommen worden. Die fast schon rituellen Akte der Randalie widerspiegelten aber auch die Grundstimmung, die die achtziger Bewegung prägte: Die Überzeugung, wonach eine Verständigung mit der bürgerlichen Gesellschaft nicht möglich sei, führte zur konsequenten Verweigerung. Nachdem sich diese in der Anfangszeit in spontanen, den «Normalbürger» parodierenden Aktionen und Umzügen ausgedrückt hatte, schlug sie schliesslich in Depression um und führte in vielen Fällen zur Selbsterstörung.

Die Angehörigen der 80er Bewegung suchten nicht allein auf der kulturellen Ebene nach Alternativen. In der Absicht, Veränderungen im Alltag anzusiedeln, verweigerten sie sich dem herkömmlichen Arbeitsmarkt und erst recht dem Staat und den Institutionen. Insofern ist es denn auch nicht erstaunlich, dass erfolgreiche berufliche Karrieren von ehemals Bewegten seltener sind als solche von 68ern. Statt sich in einflussreiche Positionen hochzuarbeiten, zogen sich viele 80er in Nischen jenseits der kommerziellen Strukturen zurück.

### *Literatur*

Weber Daniel, *Amore e Anarchia. Kultur und Lebensgefühl der jugendlich-alternativen Widerstandsbewegungen in der Schweiz 1980–82*, Lizentiatsarbeit am Historischen Institut der Universität Bern, Manuskript, 1996.

Kriesi Hanspeter: *Die Zürcher Bewegung. Bilder, Interaktionen, Zusammenhänge*, Frankfurt/New York 1984.